

Ludwig Muth

Mit dem Herzen lesen

Zur Renaissance des religiösen Buchs

Über den verruchten Romankonsum und die Nützlichkeit religiöser Lektüre konnte man am 7. April 1818 in dem Stuttgarter „Unterhaltungsblatt für gebildete Stände“ folgendes lesen: „Der Gutdenkende kann sich nicht genug darüber wundern, daß es so viele Eltern giebt, die ihren, oft erst 12- und 14jährigen, Kindern schon derley Bücher überlassen, welche ihnen Kopf und Herz verrücken, leider allzu frühe solche Gedanken und Absichten in ihnen wecken, die das Ernsthaftere entfernen und das Echtere, was die Religion in ihnen bilden sollte, im Keime ersticken. Daher rührt gewis auch ein groser, ich möchte wohl sagen, der größte Teil früher Ausschweifungen, und der wenige Geschmack am Religiösen, zu einer Zeit, wo das Herz für das Letztere am empfänglichsten wäre; leider haben solche Eltern jenen falschen Begriff, daß derley Schriften dazu geeignet seyen, sich mehr in die Welt fügen zu lernen, und besser in den Umgang mit Menschen zu passen . . . Würde ihnen (den Kindern) statt dieser, Zeit und Herz verschwendenden, Lektüre mehr Vergnügen am Nützlichen und Guten eingepflanzt, und ihrem, für die Ewigkeit geschaffenen Geist durch religiöse Schriften die nothwendige Nahrung verschafft, so würde es später nicht so vielen Eltern-Kummer und Kinder-Reue, sondern tugendhaftere Menschen geben, die von ihren Zeit-Genossen Ehre statt Verachtung zu erndten hätten.“

Das Ringen um die Emanzipation des Lesers

In diesem Zitat ist die *Opinio communis* kirchlicher Kreise über den Umgang mit Büchern formuliert, die weit über das 19. Jahrhundert hinaus bis in die Schmutz- und Schundaktionen der 50er Jahre wirkte. Der freie Buchmarkt ist nach dieser Auffassung mitverantwortlich für den moralischen Verfall der Zeit. Man muß die Kinder Gottes deshalb davor bewahren. So entstand beispielsweise 1847 in dem Kölner Verlags-haus I. P. Bachem der Plan einer katholischen belletristischen Zeitschrift, „deren Haupttendenz darin bestehen müßte, dem katholischen Publikum aller Stände eine ebenso nützliche als angenehme Lektüre zu bieten und ihm dadurch den Geschmack an den schädlichen Erzeugnissen der Frivolität unserer Zeit zu verleiden“. Dieser geplante Digest für katholische Leser kam – soll man es bedauern? – nicht zur Durchführung. Aber es entstand, von der Kirche eifrig gefördert, eine katholische Belletristik und eine

religiöse Bühnenliteratur von präventiöser Weinerlichkeit, über die Joseph von Eichendorff schon 1854 den Stab gebrochen hat: „Wir wollen auf der Bühne kein Dogma, keine Moraltheologie, nicht einmal in allegorischer Verhüllung, wenn die Allegorie nicht etwa, wie bei Calderón, durch die Zauberei der Poesie wirklich lebendig und individuell wird. Wir hätten sonst eben wieder nur Tendenzstücke; und die greifbare Tendenz, wie wir schon einmal gezeigt haben, verstimmt und verfehlt daher ihren Zweck, sie mag auf das Verkehrte oder auf das Göttliche gehen.“

Zu Index und Zensur hatte sich also ein weiteres subtiles und höchst wirksames Mittel der Leserlenkung hinzugesellt, eine Getto-Literatur, die mit dem Anspruch frommer Wirkung in die Familien eindrang, die schwüle Langeweile eines englischen Sonntags verbreitend, wie Eichendorff an anderer Stelle schrieb: „Das ganze gewaltige Leben soll in ein sanftes Handbuch der Moral umgeschrieben werden.“

Diesem pastoralen Katholizismus galt der Kampf des Hochlandkreises, seitdem Carl Muth 1898 in seiner Veremundus-Streitschrift dessen Inferiorität schonungslos angeprangert hatte: „Der literarisch gebildete Katholik, dessen Bedürfnisse über das Angebot beispielsweise des Bachemschen Verlages hinausgehen . . ., wie ratlos steht er da, wenn die Frage an ihn herantritt, wo die Werke sind, in denen katholisches Geistes- und Gemütsleben den Mittelpunkt wirklich künstlerisch bedeutsamer, auf der Höhe der modernen Schilderkunst, Psychologie und Technik stehender Romane bildet . . . Wir haben nichts, rein gar nichts.“

Dieser Geisteskampf um die Entmündigung des Lesers, die juristische und die pastorale, ist ausgestanden. Die Kirche hat ihre Zensurpraxis drastisch reduziert. Eine katholische Literatur gibt es nicht mehr. Eine Verlegenheit ist geblieben. Solange man gegen den Zeitgeist antreten konnte, hatte die Kirche ein Motiv, sich um das Buch zu kümmern und Lesen im Sinn christlicher Volksbildung zu fördern. Wenn es heute dreimal so viele katholische als evangelische Pfarrbüchereien gibt, geht das auf den vielgeschmähten pastoralen Katholizismus zurück. Auch die Büchereiarbeit war damals ein Mittel der Leserlenkung und als solches pastoral legitimiert. Heute gilt kirchliche Büchereiarbeit als Dienst am *mündigen* Christen. Die Argumentation ist umgeschlagen.

Auf einer vom Verlag Herder veranstalteten Tagung „Der katholische Buchhandel nach dem Konzil“ (1966) sagte Prälat Bernhard Hanssler: „Mit der Anerkennung der relativen Autonomie verzichtet die Amtskirche und die Theologenkirche auf alle Bevormundungsversuche und überantwortet die Aktion dem Sachverstand und dem wachen Gewissen des Laien selbst, der in diesen Lebensbereichen heimisch ist.“ Das Konzil rede in seinen Dekreten der Autonomie der Kultursachgebiete das Wort. „Kulturautonomie heißt, daß wir katholische Ängstlichkeit und katholische Enge überwinden müssen und eine wahrhafte katholische Unbefangenheit der modernen Gesamtkultur gegenüber entwickeln müssen.“ In der gleichen Tagung vertrat Weihbischof Kampe die Ansicht: „Man kann eigentlich heute nur noch Christ sein, wenn man lesen kann, und wenn man tatsächlich auch liest; d. h. es wird in Zukunft schwierig sein, ohne Buch Christ zu sein.“

Verschüttete Leseerfahrungen

Mit ihrem Appell an die Autonomie des Lesers ist die Kirche – endlich – auf der Höhe der Zeit; denn Leserbildung und Buchpolitik wird allenthalben legitimiert als Entwicklungshilfe zur Selbstbestimmung. „Das Lesen von Büchern läßt uns Distanz gewinnen von der pausenlosen Attacke kurzlebiger Nachrichten, indem es Abwägen, Vergleichen und Urteilen ermöglicht“, heißt es z. B. im Gründungsaufwurf der Deutschen Lese-gesellschaft. „Das Buch gewährleistet Meinungsfreiheit und macht den Bürger mündig. Es verhilft im gegenwärtigen Geflecht gesellschaftlicher Zwänge zu sachgerechtem Handeln . . . Der mündige Bürger muß Leser sein, weil das Buch unverzichtbar ist für die Fundierung der demokratischen Gesellschaftsordnung.“

Um die Erweiterung geistiger Kompetenz geht es schließlich auch im Deutschunterricht. Der junge Bürger soll vor allem kritikfähig gemacht werden. Er soll lernen, versteckte Manipulationsabsichten in den Texten zu durchschauen, was freilich, wie in den Hessischen Rahmenrichtlinien gefordert, so weit führen kann, daß man hinter jedem harmlosen Gedicht den bösen Klassenfeind aufzuspüren hat. Eine solche Haltung läßt den jungen Leser aber nicht etwa eine neue Freiheit gewinnen gegenüber den Texten, sondern bestenfalls eine Neurose, sofern es den Lehrern wirklich gelingt, ihn in einen Zustand der Dauerreflexion zu versetzen, in dem jeder Text „hinterfragt“ wird.

Kritikfähigkeit ist sicher ein wichtiges Bildungsziel. Wenn sie aber zum vorherrschenden Lernziel der Leseerziehung wird, führt sie zu einer Verschüttung von Leseerfahrungen, die nicht durch das Hirn gemacht werden können. In diesem Zusammenhang gehört die Abwertung der Unterhaltungsliteratur durch die Schule, die den jungen Leser spaltet in einen, der für die Schule, und einen, der für sich selber liest. Die Leseunlust, die aus dieser Spaltung resultiert, wird zwar heute von vielen Pädagogen beklagt. Aber die für diese Spaltung verantwortliche „Verhirnlichung“ des Leseunterrichts rückgängig zu machen, würde nicht nur gegen die amtlichen Bildungspläne, sondern auch gegen den Elternwillen verstoßen; denn Eltern halten, wie eine Umfrage ergab, den Umgang ihrer Kinder mit Büchern nur deswegen für sinnvoll, weil er der Weiterbildung und Fortbildung dient, weil er lehrreich ist, weil er Information und Wissen vermittelt, zum Denken anregt, Intelligenz und Begabung fördert und hilft, später im Leben weiterzukommen. Dem aufgeklärten Zeitgeist sind alle nichtrationalen und unnützen Wirkungen im tiefsten suspekt.

Es kommt also nicht von ungefähr, daß nicht nur die fragwürdigen Literaturerzeugnisse des pastoralen Katholizismus verschwunden sind, sondern auch eine durch Generationen gepflegte Betrachtungsliteratur. Im Buchhandel konnte man beobachten, wie Standardtitel der religiösen Literatur plötzlich unverkäuflich wurden. Dafür füllten sich die Regale mit kritischen Traktaten, die hohe Anforderungen an das Bildungsniveau und das Unterscheidungsvermögen der Leser stellten. Es schien eine Zeitlang, als sei man stillschweigend darin übereingekommen, Glaubensvermittlung künftig nur noch als Bewußtseinsbildung zu betreiben. Erst seit einigen Jahren kamen auf dem kon-

fessionellen Literaturmarkt Bücher zum Erfolg, die nicht nur informieren, sondern überzeugen wollen, freilich nicht in dem missionarischen Schema des 19. Jahrhunderts, sondern durch das mitreißende Zeugnis. Man denke an Gestalten wie Mutter Teresa, Carlo Carretto und Marcel Légaut. Die hohen Auflagen ihrer Bücher deuten darauf hin, daß auch der mündig erklärte Christ nicht allein aus theologischen Traktaten leben kann, sondern der Ermutigung, der emotionalen Ansprache bedarf.

Der Mensch liest nicht allein mit dem Kopf

Die Vorstellung, man müsse aus den Christen kritische Minitheologen machen, um dem Autonomieanspruch gerecht zu werden, mag zwar auf der Höhe der Zeit sein. Sie teilt aber auch die Blindheit dieser Zeit für alles, was sich nicht intellektuell erklären und auflösen läßt. Die Leitvorstellungen von Lesen sind beispielhaft für dieses Black-out. Wie sehr sie die Wirklichkeit verkürzen, wird einem klar, wenn man versucht, von dieser Position aus Erfahrungen zu verstehen, wie sie z. B. der Wiener Psychotherapeut Viktor E. Frankl mitteilt: „Die Möglichkeit, das Buch therapeutisch einzusetzen, geht weit über das Pathologische hinaus. So vermag das Buch etwa in existentiellen Krisen – von denen ja niemand verschont bleibt – einfach Wunder zu wirken. Das rechte Buch zur rechten Zeit hat viele Menschen vor dem Selbstmord bewahrt, und davon wissen wir Psychiater sehr wohl ein Lied zu singen. In diesem Sinne leistet das Buch echte Lebens- und Sterbehilfe.“

Bücher werden eben nicht nur durchdacht. Sie werden auch erlebt. Dann freilich ist der Leser nicht der Steuernde, sondern der Gesteuerte, der Gebannte. Das widerspricht dem Autonomie-Ideal. Der mündige Leser, der von einem Buch gefesselt wird, müßte also eigentlich mit dieser Erfahrung einen Schuldkomplex verbinden. Das Gegenteil tritt ein. Selbst bei anspruchsvollen Lesern beobachtet man, daß gebanntes Lesen als eine Art von Befreiung erfahren wird. Es löst Spannungen auf und bringt verdrängte innere Kräfte wieder in Gang. Es wirkt seelisch wie ein Ausgleichssport. Man kann natürlich diesen unkritischen Umgang mit dem Buch einfach als Flucht vor der Wirklichkeit abtun. Man kann es aber auch zu verstehen versuchen als eine Reaktion auf die ungeheure „Verhirnlichung“ des modernen Menschen. „Diesem Schicksal der Verkopfung kann ohne besondere Gabe, ohne Glück und ohne besondere Anstrengung kaum ein Mensch in unserem Kulturkreis heute entgehen, wenn er, mit 6 Jahren eingeschult, der unausgesetzten Intellektualisierung unseres Bildungssystems auf etwa 10, 12, ja bei Studierenden auf etwa 20 Jahre anheimgegeben wird“, schreibt Christa Meves und verweist dabei auf die von dem dänischen Arzt Ewald Bohm beschriebene Verkopfung-neurose: „Diese Menschen zerreden alles und erleben nichts; sie sind sich nicht darüber im klaren, daß sie alles zerdenken und zerreden aus Angst vor dem Erleben. Sie glauben meist, sich vorzüglich zu kennen, haben aber eine unerhörte Panzerung. Sie glauben an die Allmacht des Gedankens.“

Wo die berechtigte Forderung nach der Selbstbestimmung des Lesers einhergeht mit der Verketzerung des Gefühls, wo Lektüre nur noch zum Denkstoff wird, treibt man die Menschen in eine seelische Verarmung hinein und in letzter Konsequenz in die Neurose. Weinen und Lachen, Mitfühlen und Mitgehen, Gespanntsein und Bewegtwerden, Träumen und Vergessen sollten aus dem Umgang mit Büchern nicht verbannt werden, wenn Lesen und Leben nicht heillos auseinanderfallen sollen.

Manchem erwachsenen, auf unentwegten Wissenszuwachs trainierten Leser würde es guttun, bei den Kindern in die Schule zu gehen, bei ihnen zu lernen, wie Bücher das Leben von innen her verwandeln können. Viele Selbstbiographien sprechen von einer frühen Prägung durch Bücher. Siegfried Unseld hat dem „Ersten Leseerlebnis“ ein eigenes Taschenbuch gewidmet, in dem 25 Autoren berichten, wie sie durch Bücher zu sich selbst gefunden haben. Es sind Tiefenerfahrungen, die sich im Personkern abspielen. „Ich lernte, daß es unter der Logik eine andere Folgerichtigkeit gab, eine Folgerichtigkeit von undurchschaubaren Impulsen, hier fand ich mein eigenes Wesen . . .“ notiert Peter Weiss, und Karin Struck spricht, ein Wort Franz Kafkas aufgreifend, von dem Buch als der Axt für das gefrorene Meer in uns. Horst Krüger beschreibt das entscheidende Leseerlebnis so: „Ein Vorhang reißt auf: eine neue Szene, eine andere Welt, eine erste Wahrheit, an die man sich halten kann. Erkenne dich selbst, und du bist plötzlich nicht ganz mehr der alte. Du bist ein Stück weitergekommen auf dem Zifferblatt deines Ichs . . . Demian wurde mein Erweckungserlebnis und mein Wachtraum. Das Buch meiner Bekehrung: Augustinus' Confessiones. Nimm und lies!“

Die Wandlungskraft der religiösen Bücher

Die Parallele zur Konversionserfahrung drängt sich beim Durchgehen dieses Taschenbuchs auf und ist bei Horst Krüger ausgesprochen. Man braucht aber nicht bis zu Augustinus zurückzugehen, um biographische Belege für den dramatischen Einfluß des Lesens auf den Glauben beizubringen. In den Selbstzeugnissen des Pietismus finden sich viele Bemerkungen darüber. Die Philosophin Edith Stein berichtet, daß sie im Haus ihrer Freundin Hedwig Conrad-Martius, scheinbar zufällig, dem Buch begegnete, das ihr Leben grundlegend verändert hat. „Ich griff in den Bücherschrank aufs geratewohl und holte ein umfangreiches Buch hervor. Es trug den Titel *Leben der heiligen Theresia von Avila*, von ihr selbst geschrieben. Ich begann zu lesen und hörte nicht auf bis zum Ende. Als ich das Buch schloß, sagte ich mir: ‚Das ist die Wahrheit‘.“

Eine solche Übermächtigung durch das Wort ist weit entfernt vom Ideal des Lesers, der sich in einer Art Dauerreflexion die Texte vom Leibe hält. Hier fallen die Worte unvermittelt in das Herz ein und wenden das Leben um. Gerade dieses unemanzipierte, unwissenschaftliche Lesen ist, wie Thomas von Kempen schreibt, ein Weg der Nachfolge Christi. „Unsere Neugier hindert uns oft beim Lesen der Schriften, weil wir erkennen und forschen wollen, was wir in Einfalt hinnehmen sollten. Willst du Gewinn

haben, lies demütig, einfach und treu; und wünsche dir niemals den Ruf der Gelehrsamkeit.“

Entspricht aber dieses Leseideal nicht dem Ideal des einfältigen Lebens, das die Christen durch Jahrhunderte zum willfährigen Herrschaftsobjekt gemacht hat? Ist ein solches Ideal heute noch vertretbar? Als Antwort auf diesen Einwand sei eine Erfahrung aus unserer Zeit zitiert, die von einer Frau stammt, die sicher niemand den „Armen im Geiste“ wird zurechnen wollen. Gertrude Sartory fordert in dem Sontertaschenbuch der Herderbücherei „Lesen in der Lebenskrise“: „Dem Wort Zeit lassen. Das ist um so notwendiger, aus je größerer Tiefe es stammt, je elementarere Seelenschichten es anspricht. Unser nervöser Intellekt möchte immer sogleich wissen, wie dieses zu interpretieren oder jenes zu deuten ist. Inzwischen denke ich mir oft, ich will es meiner Seele vorlesen, die versteht es sicher – um so tiefer, je öfter, je ruhiger, je gesammelter ich es wiederhole. Es kann der Vers eines Gedichts sein – die Strophe eines Psalms – das einfältige Wort eines Heiligen – die Weisung eines Meisters.“

Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder – dieses ungeheure Wort bringt sich hier in Erinnerung. Kinder lesen, wie wir gesehen haben, nicht nur mit dem Kopf, sondern mit dem ganzen Herzen. Darum erweitern Bücher nicht nur ihr Bewußtsein, sondern sie verändern ihre Existenz. Dieses kindliche Lesen haben wir verlernt. Es ist aber an der Zeit, es wiederzuentdecken, wenn der Glaube nicht nur Bewußtseinsinhalt ist, sondern eine immer von neuem sich vollziehende Umkehr zu Gott. Das ist kein Schritt hinter die Aufklärung zurück, sondern ein Wiederentdecken verlorener Kommunikationskräfte, eine notwendige Ergänzung unserer Lesefähigkeiten. Der mündige Christ wird ein kritischer *und* ein kindlicher Leser sein müssen, wenn er nicht verkümmern soll. Aber ist diese Doppelrolle überhaupt nachvollziehbar? Hilft die Bibel uns, den Zusammenhang von Glauben und Lesen besser zu verstehen?

Das Buch in der Bibel

Wo im Alten Testament vom Buch die Rede ist, da ist die Rede von Umkehr. Baruch las in Babel den Israeliten das Wort Gottes vor. „Da weinten sie und fasteten und beteten vor dem Herrn“ (Bar 1,5). Im Buch Nehemia wird berichtet, daß der Schreiber Esra, auf einer hölzernen Tribüne stehend, vom Morgenlicht bis zum Mittag vor dem Wassertor aus dem Gesetzbuch Gottes vorlas. „Am 24. Tag dieses Monats versammelten sich die Söhne Israels fastend, in Bußgewändern und Staub auf ihren Häuptern“ (Neh 9,1). Als unter König Joschija durch den Hohen Priester Hilkija das Gesetzbuch Jahwes wiedergefunden war, ließ Joschija das ganze Bundesbuch im Tempel verlesen. „Darauf trat der König in den Saal und schloß vor dem Angesicht Jahwes den Bund, daß er Jahwe nachfolgen und seine Gebote und seine Satzungen halten wolle aus ganzem Herzen und mit ganzer Seele, um so die Worte dieses Bundes, die in jenem Buch geschrieben standen, wahrzumachen“ (2 Kön 23,3).

Von diesen alttestamentlichen Szenen, in denen das Buch zum Anruf Gottes an die Gemeinde wird, unterscheidet sich die in der Apostelgeschichte überlieferte Bekehrungsszene des äthiopischen Kämmerers, der auf der Heimfahrt von Jerusalem im Plafond seines Wagens den Propheten Jesaja studiert (Apg 8,26–40). Hier ist die Bibel privatisiert. Sie ist nicht mehr Mittelpunkt eines großen liturgischen Geschehens, vom Altar her dem ganzen Volk vorgetragen und ausgelegt, sondern dem einzelnen auf seiner Suche nach Gott anvertraut. Lukas macht diese Vereinzelung fast körperlich spürbar: Die Straße ist „menschenleer“.

Aber in dieser Vereinzelung will sich die Erkenntnis nicht einstellen. Philippus, vom Geist des Herrn herbeigeführt, hört, wie der Kämmerer an einer Jesaja-Stelle „herumstottert“. Auf die Frage, ob er denn verstehe, was er liest, antwortete der Äthiopier: „Wie soll ich das können, wenn mich niemand anleitet?“ Philippus durchstößt auf Weisung des Geistes dieses Vakuum und öffnet ihm das Verständnis für das Gelesene. Und wieder wird das Buch zu einem Weg der Umkehr. Der Kämmerer läßt den Wagen anhalten und empfängt die Taufe.

Der erste aus dem Heidentum berufene Christ war ein Leser. Ist es Zufall, daß diese Leser-Szene an einem heilsgeschichtlichen Wendepunkt auftaucht? Die junge Kirche beginnt sich vom Judentum zu emanzipieren. Sie tritt in andere Kulturkreise ein. Damit verändert sich auch die Rolle der Bibel. War sie im Judentum das Buch der Überlieferung an das Volk, so wird sie im Heidentum das Buch der Botschaft an den einzelnen, der sich dem unbekannten Gott zuwendet. Für die Heiden, die nicht in der großen religiösen Tradition der Juden aufgewachsen sind, sondern sich ein neues religiöses Orientierungssystem aufbauen müssen, wird die Bibel zum Gegenstand ganz persönlichen Suchens und Fragens. Ihnen geht es nicht mehr darum, was Gott dem auserwählten Volk zugesagt hat. Die Frage der Christen, die aus dem Heidentum kommen, lautet, in Anlehnung an das bekannte Lutherwort formuliert: „Wie finde ich meinen gnädigen Gott?“

Das religiöse Lesen beginnt sich also zu individualisieren. Neben dem lauten liturgischen Lesen in der Gemeinde entwickelt sich das Lesen im Gehäus, das einsame Lauschen auf Gottes Botschaft, das freilich – auch dies zeigt die Geschichte des äthiopischen Kämmerers – ohne eine soziale Rückkoppelung mißlingt.

Der Christ liest eben nicht wie einer, der Macht hat. Das zeigt sich, wenn man die Szene aus der Apostelgeschichte vergleicht mit der einzigen Bibelstelle, in der uns Jesus als Leser begegnet. Wieder ist es Lukas, der das Lesen für bemerkenswert und überlieferungswürdig hält. Während Matthäus (13,53–58) und Markus (6,1–6) nur den Konflikt schildern, den des Zimmermanns Sohn mit seiner Rede in der Vaterstadt auslöst, hält Lukas genau fest, wie Jesus nach dem Gebetsgottesdienst aufsteht, um vorzulesen (Lk 4,16–30). Er fügt hinzu „seiner Gewohnheit nach“.

Jesus scheint unter seinen Mitbürgern als ein Schriftkundiger gegolten zu haben, vielleicht sogar als ein eifriger Leser. Freilich nutzte er seine Lektüre nicht, um seiner Predigt mit gelehrten Fußnoten Autorität zu verleihen, wie die Rabbiner damals und die

Theologen heute. Etwas von der ungeheuren Souveränität seines Lesens muß sich auf die Zuhörer übertragen haben; denn alle Augen sind, wie Lukas schreibt, erwartungsvoll auf ihn gerichtet. Die Spannung löst sich dann in dem Wort: „Heute ist dieses Schriftwort vor euren Ohren erfüllt worden“.

Von diesem einen Satz her fällt ein kleines Licht auf die Leseerfahrung Jesu. Was durch Generationen hindurch als Ankündigung in die Zukunft verstanden wurde, ist durch ihn Gegenwart. In jedem Satz des Alten Testaments müssen ihm die Erwartungen seines Volks als schicksalhafter Auftrag begegnet sein. Er konnte die Hoffnungen, die in der Bibel aufgezeichnet sind, nicht weitergeben an einen, der da kommen soll. Er hatte sie zu erfüllen – „heute“. So hat vor ihm und nach ihm in der Weltgeschichte niemand gelesen, Bewegter und Bewegender zugleich.

Folgen einer verlorenen Erzählkultur

An ihm können wir uns als Leser nicht orientieren. Das Modell wird uns in der anonymen Gestalt des äthiopischen Kämmerers geliefert, der in einem eigentümlichen Sinn modern wirkt; denn er versteht nicht, weil er nicht in der jüdischen Tradition der Bilder und Gleichnisse lebt. Das Defizit, das er als einzelner erfährt, ist für die Katholiken heute ein kollektives Schicksal. Es gibt nämlich keine christliche Erzählkultur mehr. Verstummt ist nicht nur die katholische Dichtung, eine Bewegung, die in Deutschland mit Namen wie Reinhold Schneider, Gertrud von Le Fort und Edzard Schaper verknüpft ist. Auch Volksschriftsteller wie Heinrich Hansjakob und Peter Dörfler haben keinen Nachfolger gefunden. Und wer schreibt heute noch ein annehmbares religiöses Jugendbuch? Wir haben viele gescheite Theologen in der Kirche, aber keine Poeten mehr.

Mit diesem Befund korrespondiert eine spezielle Sprachlosigkeit in der Kirche. Die Predigten sind bildlos geworden. Den modernen Religionslehrern fehlt es nicht an Sätzen, die sie auslegen, wohl aber an Beispielen, die sie erzählen könnten. Man vermittelt Gedanken, kaum aber Gestalten und Schicksale. Müßte es nicht zu denken geben, daß gerade junge Menschen ausbrechen aus diesem unterkühlten Klima, das die theologische Aufklärung in die Kirche gebracht hat, daß sie mystische Erfahrungen suchen, daß sie die verbalisierte Liturgie mit neuer Sinnhaftigkeit erfüllen möchten, daß sie sich als Leser in einem erstaunlichen Maß der Weisheitsliteratur des Ostens zuwenden? Die vielzitierte Meditationswelle ist keineswegs eine Bewegung, die aus der Mitte der Kirche herausgewachsen ist, sie ist eher eine Reaktion gegen die Kirche, die nicht nur den Zugang verloren hat zu ihren eigenen spirituellen Traditionen, sondern die auch verlernt hat, in Bildern und Gleichnissen zu reden. Verlust der Erzählkultur und Verlust der Meditationskultur scheinen einander zu bedingen. (Es wäre der Frage wert, ob solche Mangelerscheinungen nicht erheblich dazu beitragen, daß die Bindungen an die Kirche schwächer geworden sind und die Gotteshäuser sich leeren.)

Zu den erstaunlichsten Befunden der Buchmarktforschung gehört nun, daß man bis tief in den Bereich der Kirchenfernen auf eifrige Leser des religiösen Buchs stößt. Das Interesse an der Kirchenpresse dagegen erlischt an den Grenzen der Kirchlichkeit. Das Bistumsblatt wird nur dort gelesen, wo man regelmäßig zum Gottesdienst kommt. Das ist nicht etwa durch das Vertriebssystem der Kirchenpresse bedingt. Der kostspielige Versuch der Mediendienstleistungsgesellschaft in Fürstentfeldbruck hat eindeutig gezeigt, daß Kirchenferne sich auch dann nicht für die Bistumspresse interessieren, wenn man sie ihnen über Wochen hinweg kostenlos zur Probe ins Haus schickt.

Ist das Medienkonzept der Kirche noch auf der Höhe der Zeit?

Die unterschiedliche Reichweite muß also an der Struktur der Medien selbst liegen. Es wäre dringend notwendig, ihre Wirkungen *vergleichend* zu erforschen. Vielleicht würde dann so etwas sichtbar wie eine „Arbeitsteilung“ der Medien, die darauf beruht, daß das Christsein eine soziale und eine individuelle Dimension hat. Die kirchliche Presse formt, so könnte man sich denken, vor allem die Solidarität. Sie hilft dem Christen, die Entwicklung der Heilsgemeinschaft zu verstehen und sich hier richtig einzuordnen. Das religiöse Buch dagegen spricht den Christen in seiner Unmittelbarkeit vor Gott an.

Aktuelle Bedeutung kommt einer solchen Analyse deswegen zu, weil immer mehr Menschen sich aus der sozialen Dimension des Christseins zurückziehen, das heißt unkirchlich werden, ohne doch die individuelle Dimension des Christseins aufzugeben, das heißt, areligiös zu werden. Dabei ist zu beachten, daß sich die Frage nach Gott mit allen möglichen Lebenskonflikten verbindet und darin als Sinnfrage *existentiell*, und nicht nur *intellektuell*, erfahren wird. In der Logotherapie hat sich eine eigene tiefenpsychologische Disziplin gebildet, die das Leiden am sinnlosen Leben zu heilen versucht. Ist dieses Sinnvakuum vielleicht der Grund, warum Menschen, die mit der Kirche nichts mehr zu tun haben wollen, plötzlich nach einem religiösen Buch greifen?

Ein Funktionswandel zeichnet sich ab. Diente das religiöse Buch im Zeitalter des pastoralen Katholizismus vornehmlich der moralischen Disziplinierung und im Zeitalter des Konzils vor allem der theologischen Aufklärung des Laien, so scheint sich heute der therapeutische Charakter in den Vordergrund zu schieben. Die Renaissance des religiösen Buchs ist vor allem eine Renaissance seiner Heilkraft.

Sollte sich diese These bestätigen, dann ergibt sich freilich die Frage, ob die Bischöfe nicht auf dem falschen Pferd sitzen, wenn sie, geleitet durch eine traditionelle Blickrichtung und durch ein nicht zu unterschätzendes wirtschaftliches Engagement, sich fast ausschließlich um die Sicherung kirchlicher Massenmedien kümmern. Die Verantwortung für den leidenden und suchenden Menschen verlangt heute eine andere, eine ausgewogenere Medienpolitik. Es ist einfach ein Ärgernis, daß weder das Konzil noch die deutsche Synode ein Wort über die Bedeutung des Buchs verloren haben. Dabei geht es ja nicht um fromme Ermahnungen zum Lesen, sondern um eine wohldurchdachte Förderung

einer Kommunikationsform, die den Menschen in seiner *inneren* Gefährdung (noch) erreicht.

Eine kirchliche Buchpolitik, die sich dieser Zielsetzung stellt, kann sich nicht damit begnügen, die Instrumentarien der Leserlenkung zur Seite zu legen. Sie darf sich auch nicht in einer Subventionspolitik erschöpfen. Sie ist zunächst einmal Bildungsarbeit.

Zu vermitteln wäre die Kunst des verweilenden Lesens als eine Alternative zu dem vorherrschenden Informations- und dem oberflächlich eskapistischen Unterhaltungslesen. Man wird diese meditative Lesekultur, die das Wort ernst nimmt, von Grund auf wieder einüben müssen, wie ein leidenschaftlicher Autofahrer möglicherweise das ruhige Spaziergehen wieder lernen muß, das Sichöffnen für die kleinen Dinge am Wege. Brauchen wir nicht in der Priesterausbildung eine solche Einübung ins meditative Lesen? Muß der Religionsunterricht nicht das Lernziel „Umgang mit religiösen Texten“ aufnehmen? Wird es vielleicht eines Tages ein Zentrum geben müssen, in dem man sich mit den inneren und äußeren Voraussetzungen dieser Lesekultur vertraut machen kann, mit Körperhaltung und Atemtechnik, mit Zeiteinteilung und Konzentration, mit dem sinnhaften Geschmack an Wort und Bild – die mittelalterlichen Meditationsmeister sprechen vom „Kauen“ der Texte –, mit dem Öffnen der Seele und der Aneignung der Texte in der Ichmitte? Und wo kann der unentbehrliche geistige Austausch über die gewonnenen Leseerfahrungen stattfinden? In der theologischen Erwachsenenbildung oder in einer Verbindung mit der kirchlichen Büchereiarbeit? Und schließlich: Wo findet der Autor des religiösen Buchs seinen Gesprächspartner? Wäre ein Autorenbischof nicht mindestens so notwendig wie ein Fernsehbischof – ein um die Wiederbegegnung von Kirche und Kultur bemühter Repräsentant der Hierarchie, der Kontakt hält zu den Schriftstellern, der Zeit hat für ihre Fragen, auch für ihre Zweifel, der abfängt, vermittelt und anregt?

Solange die Kirche noch in volkskirchlichen Massenstrukturen denkt, ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß das Individualmedium Buch in seiner Bedeutung erkannt und gefördert wird. Aber es gibt so etwas wie einen Nachhilfeunterricht von oben, auf den man vielleicht vertrauen darf. Von dem Propheten Mohammed wird berichtet, daß er sich am Beginn seiner Sendung weigerte, das Buch anzunehmen. Dreimal beteuerte er, daß er nicht lesen könne. Dreimal drückte der Engel ihn tief in das Seidentuch mit den heiligen Schriftzeichen, so tief, daß er zu ersticken drohte. Dann endlich nahm er das Buch an und fragte, was er lesen solle. Die Antwort des Engels ist überliefert im Beginn der 96. Sure, die Tag für Tag in der muslimischen Welt gesprochen wird – ein Text, den sich auch der christliche Leser zu eigen machen könnte:

Lies! Im Namen deines Herrn, der erschuf,
Erschuf den Menschen aus geronnenem Blut.
Lies, denn der Herr ist allgütig,
Der die Feder gelehrt,
Gelehrt den Menschen, was er nicht gewußt.